

Der Seelenfänger

Vor 40 Jahren trat Bruno Kreisky an, das Land zu verändern. Was kann die SPÖ heute noch von ihm lernen?

Der alte Herr zürnte. War das noch seine Partei? Hatte er dafür gearbeitet, geworben, gekämpft? Die 13 Jahre sozialdemokratischer Alleinregierung – alles umsonst? „Ich war lange Zeit eigentlich der Meinung, dass wir uns in dieser Periode der Macht besser bewährt haben als die anderen.“ Nun zweifelte er daran. Bruno Kreisky, der wirkungsvollste Kanzler der beiden österreichischen Republiken, blickte auf seine Partei mit Enttäuschung und Groll.

Dieses Gespräch führten wir in Kreiskys letztem Lebensjahr. Der bekannte deutsche Fotograf Konrad R. Müller und ich, der österreichische Journalist in deutschen Diensten, arbeiteten mit ihm an einem Buch, das, so Kreiskys ursprüngliche Idee, eine Art Vermächtnis werden sollte. Dazu reichte dann die Zeit nicht, auch nicht die Energie, die ihm nach schweren gesundheitlichen Rückschlägen geblieben war.

Wir trafen ihn mehrmals, an verschiedenen Orten, nicht immer waren die Gespräche so deutlich geprägt von Resignation wie die zitierte Unterhaltung auf Mallorca. Der Sommer der europäischen Wende von 1989 hatte die Lebensgeister des kranken Altkanzlers noch einmal geweckt. Er nahm lebhaften Anteil an den Ereignissen und traf mehrmals mit Willy Brandt zusammen, einem der anderen Großen der internationalen Sozialdemokratie. Zehn Jahre müsste man jetzt jünger sein, sagte er mehrmals. Eingreifen, mitmachen, gestalten.

Unser Buch („Gegen die Zeit“, Edition Braus), mehr Porträt als Vermächtnis, erschien dann fünf Jahre nach Kreiskys Tod. Die Ära, die seinen Namen trug, war da unwiederbringlich vorbei, die Erinnerung verblasst. Aber dass es mit Kreiskys Partei noch schlimmer kommen und die geistige Reconquista durch die Konservativen und neuen Rechten ein halbes Jahrhundert nach der düsteren Phase des Austrofaschismus, die sein politisches Welt- und Feindbild nachhaltig prägte, weiter vorankommen sollte, war selbst da noch nicht absehbar. Das große historische Debakel der Sozialdemokratie stand noch bevor: Kanzleramt und Außenministerium in schwarzer Hand, das zu erleben ist dem alten Herrn erspart geblieben.

Aber was ist nun, 40 Jahre nach seinem Amtsantritt als Kanzler? Was bedeutete der 1. März 1970 für die Republik, für die SPÖ und beider weitere Entwicklung? Im Wiener Bruno-Kreisky-Forum wird am Montagabend bei einer Veranstaltung mit Franz Vranitzky und dem deutschen Politikveteranen Egon Bahr, Weggefährte des Kreisky-Freundes Willy Brandt, davon die Rede sein. Und die SPÖ, geschrumpft (29,3 Prozent), aber seit ein paar Jahren wieder Kanzlerpartei, und ihr neuer Vorsitzender und Bundeskanzler, Werner Faymann, wollen sogar wieder über die Zukunft nachdenken lassen. Ein Hauch von „damals“.

Aber kann die SPÖ von heute anknüpfen an früher, an die Aufbruchstimmung, die zu dem Wahlsieg von 1970 (48,4 Prozent!) führte? Ist von dem Instrumentarium einer Zeit,

in der die demokratischen Volksparteien auf absolute Mehrheiten kamen (ÖVP 1966: ebenfalls 48,4), noch irgendetwas brauchbar?

Vielleicht ist Kreiskys Stil des Kommunizierens, Mitfühlens und Vorausdenkens das Rezept gegen die Hetzer und Verführer, die quer durch Europa vom rechtspopulistischen Rand her in die Mitte eindringen, die Sitten verderben und die politische Kultur versauen.

Kreiskys Modell eines demokratischen Populismus wäre eine gründlichere Besichtigung wert. Lebendige Erinnerung daran haben inzwischen nur noch die Älteren. Wer Kreiskys Performance als erster Medienkanzler bewusst erlebt hat, ist heute über 40. Für Jungwähler ist der aufklärerische Kommunikator bestenfalls eine Legende. Menschen, die viel mit ihm zu tun hatten, werden nicht müde, gerade dieses Talent zu beschreiben: seine Neugierde, seine Zuhörbereitschaft. Die Tatsache, dass seine Nummer im öffentlichen Telefonbuch zu finden war (und von vielen Bürgern auf der Suche nach höchster Hilfe aktiv benutzt wurde), gehört dazu, ebenso Kreiskys geradezu leidenschaftliches Interesse an Gesprächen, vor allem mit bunten Vögeln und klugen Andersdenkenden.

Werner Vogt zum Beispiel: Dieser renommierte nichtsozialistische Arzt, heute weithin bekannt als wortgewaltiger Publizist und in den etablierten Parteien gefürchtet als produktiver Unruhestifter, war zur Zeit der ÖVP-Alleinregierung unter Josef Klaus Ende der 60er-Jahre – damals noch Mitglied der CV-Verbindung „Austria“ – unter anderem dadurch aufgefallen, dass er in der (damals von mir redigierten) CV-Zeitschrift *Academia* einen langen, nicht unkritischen, in Ton und Inhalt aber freundlichen Artikel über Kreisky („Intellektueller ohne Eigenschaften?“) schrieb.

Wir veröffentlichten das als Titel. Im CV-Establishment und CV-Kanzleramt waren Entsetzen und Empörung entsprechend groß. Motto: Verrat! Oppositionsführer Kreisky, der Telefonedemokrat, rief Vogt prompt an, kommentierte den Artikel und lud ein zum Gespräch.

Es sollte nicht die einzige Unterhaltung der beiden bleiben. Dabei, erinnert sich Vogt, habe der Alte ihn alsbald gefragt, ob er je in einer Partei gewesen sei. Nie und nimmer, habe er wahrheitsgemäß geantwortet, worauf Kreisky mit großem Ernst gesagt habe: „Das ist auch besser so, das wär nix für Sie.“ Später haben der Kanzler und der Umrührer immer wieder kooperiert. So beispielsweise, als Vogt mit anderen freischaffenden Linken Hilfe für das revolutionäre Nicaragua organisierte. Man brauchte Geld, politischen Rückenwind. Anruf bei Kreisky – den Rest erledigte die Arbeitsebene. Wer was bewegen wollte, konnte das tun, mit Hilfe von „ganz oben“.

Kommunikation und Basisarbeit war für Kreisky mehr als ein System von professioneller Wahlstrategie und ausgeklügeltem Spindoctoring. Kreisky sorgte selbst für den Spin und war persönlich unterwegs als Seelenfänger. Er suchte ständig nach Um- und Aufrührern vom Schlage eines Werner Vogt, nach Leuten mit Ideen und mit Energie, die ihn „ein Stück des Weges“ politisch begleiten und beim Umbau der konservativen Bürgergesellschaft helfen würden.

Dass die Typen, die ihn am meisten interessierten, nicht vom Schlag der braven Parteisoldaten waren, das war ihm klar. Man muss sich ja nicht immer gleich auf ewig binden. Und Parteidisziplin ist nicht jedermanns Sache. Viele Helfer, die sich von ihm hatten faszinieren lassen, darunter auch Vogt und dessen Spezis, verlor Kreisky, als er sich in den bitteren Konflikt mit Simon Wiesenthal verstrickte. Viele in der Partei erschraaken damals, hielten aber still. Die Quergeister von draußen aber verließen ihn.

Der 1. März 1970: Dass er die Wahl nach vier Jahren ÖVP-Alleinregierung so deutlich gewinnen würde, hatte Kreisky nicht erwartet. Aber vollkommen überraschend kam es auch nicht. Der Wechsel hatte damals in der Luft gelegen. Die Atmosphäre der „68er-Jahre“ war noch nicht verflogen. Die vorangegangene Wende in der Bundesrepublik Deutschland, wo die große Koalition im Herbst 1969 von einer sozialliberalen Koalition mit knapper Mehrheit abgelöst worden war, hatte die Stimmung etwas gelockert, wenn sie auch als alleiniger Impuls nicht gereicht hätte.

Ins Gewicht fielen die Enttäuschung über die ÖVP-Alleinregierung, die vor allem die Jungwähler mit ihrer Ideenlosigkeit enttäuscht hatte, und die Tatsache, dass der neue Mann an der Spitze der SPÖ irgendwie anders wirkte. Offener. Demokratischer. Zugänglicher.

Es war gewiss einfacher damals, als Demokrat gute Figur zu machen. Dieser Kreisky gefiel nicht nur seinen eigenen Jusos, die es genossen, von einem Oberen gelegentlich gehört zu werden. Das gefiel auch uns „Bürgerlichen“. Eine besondere Rolle spielte für gar nicht wenige ÖVP-Jungwähler aus 1966 dieses Mal das ÖVP-Plakat für Josef Klaus mit dem Slogan „ein echter Österreicher“: Das war zu viel. Der antisemitische Code dieser Aussage – im Grunde eine Schweinerei – motivierte viele Junge im bürgerlichen Milieu endgültig, Kreiskys Einladung, „ein Stück des Weges“ mit ihm zu gehen, anzunehmen.

Das Gesamtbild und seine Teile: Glaubwürdigkeit, wozu vor allem Authentizität gehört, ist unentbehrlich, ebenso Souveränität – nicht nur mit Journalisten, auch im Umgang mit Medienherrschern. Und das Kreisky'sche Interesse an Menschen und Ideen. Puzzlesteine eines Wahlsiegs, damals wie heute. Der Rest ist Politik.